Bezugs-Preis
bei der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 36. **Freitag** den 21. Januar 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Januar.

„Dieser" **Reichstag** ist doch besser, als seine Gegner ihm nachzusagen nicht müde werden, denn mit wahrhaft rührender Sorgfalt ist er bemüht, seinen Wählern jeden Kummer über sein bevorstehendes Ableben zu ersparen, ja sie sogar schon einige Monate vorher mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß es für ihn, wie für die Ueberlebenden eine wahre Erlösung ist, wenn der müde Greis zur Grube fährt. Gestern erbrachte er den denkbar schlagendsten Beweis für diese Selbstlosigkeit, indem er sich in den denkbar schroffsten Gegensatz zum **preußischen Abgeordnetenhause** setzte, das in einer Sitzung die erste Lesung der Ansiedelungsvorlage erledigte, während er selbst, obgleich die Fortsetzung der Etatsberathung auf der Tagesordnung stand, weitere vier Stunden mit einer Debatte über den Runderlaß des Staatssecretairs des Innern bezüglich des Mißbrauchs des Coalitionsrechts vergeudete und sich während des Restes der Sitzung über den Vogelschutz unterhielt. Die erste Lesung der Ansiedelungsvorlage im Abgeordnetenhause erhielt eine besondere Bedeutung durch die sofort beim Beginn der Sitzung abgegebene programmatische Erklärung des Fürsten Hohenlohe, die wörtlich folgendermaßen lautete:

Wenn die Staatsregierung den heute Ihrer Genehmigung unterstellten Gesetzentwurf eingebracht hat, so ist sie dabei sowohl von wirthschaftlichen wie von politischen Erwägungen ausgegangen. In wirthschaftlicher Beziehung hält die Regierung an dem Grundsatz fest, daß es für die Wohlfahrt der Provinzen Posen und Westpreußen förderlich ist, die Zahl der selbständigen Bauerngüter und Bauerndörfer zu vermehren. Wenn sich aus und neben den angesetzten Bauern eine tüchtige Classe ländlicher Arbeiter entwickelt, so ist dies ein Vortheil, der auch dem Grundbesitz, sei er deutsch, sei er polnisch, zu Gute kommen wird. Was die politische Seite der Frage betrifft, so ist es eine Thatsache, daß in jenen national gemischten Landestheilen die polnische Nationalität sich mehr und mehr auf Kosten der deutschen ausbreitet. Dieser Entwicklung entgegenzutreten und das Deutschthum zu stärken, ist Zweck dieses Gesetzes. Daß wir dabei von keiner feindlichen Tendenz gegen die polnische Bevölkerung geleitet werden, ist selbstverständlich. (Lachen bei den Polen und im Centrum, Zustimmung rechts, Rufe: Ruhe!) Die ganze geschichtliche Entwicklung der ehemals polnischen Landestheile, der materielle und geistige Aufschwung, den sie seit der Vereinigung mit Preußen genommen haben, giebt Zeugniß von der Fürsorge der preußischen Regierung in allen Phasen des Bestehens dieser Verbindung. Dafür müssen wir aber auch an die Polen die Forderung stellen, daß dieselben ihre Pflichten als Preußen erfüllen, sich als treue Unterthanen des Königs betrachten und fühlen. (Unruhe.) Ich weiß, daß es nicht wenige Polen giebt, die auch jetzt schon von solcher Gesinnung durchdrungen sind. Andererseits sind jedoch auf polnischer Seite leider auch starke Bestrebungen bemerkbar, welche darauf gerichtet sind, Feindschaft gegen die Deutschen zu erregen. Solchen Bestrebungen einer solchen Propaganda treten wir entgegen, denn dadurch werden unmögliche Zustände geschaffen, die eine Gefahr für Deutsche wie für Polen bedeuten. Noch immer wird mit Gedanken gespielt und werden Hoffnungen erregt, die sich nicht verwirklichen können, seien es Hoffnungen auf Trennung der ehemals polnischen Landestheile von Preußen, seien es Hoffnungen auf größere Selbstständigkeit, d. h. auf eine Art föderative Verbindung mit Preußen. Für föderative Tendenzen ist aber in Preußen kein Boden und wird niemals ein Boden sein. Eine Trennung der Provinz Posen oder auch nur eine Lockerung des Verhältnisses derselben zu Preußen würde die Existenz des Staates bedrohen. Wir können und werden die Provinz Posen niemals wieder aufgeben. Fürst Bismarck hatte Recht, wenn er seiner Zeit sagte: „Wir müssen uns den Weg von Königsberg nach Breslau freihalten." (Beifall rechts.) Ist dem aber so, so liegt es doch im Interesse der polnischen Bevölkerung, sich die Lage, in der sie sich befindet, zu einer guten und friedlichen zu gestalten. Das ist nur zu erreichen, wenn die deutschfeindlichen Tendenzen, die jetzt noch vielfach innerhalb der polnischen Bevölkerung gepflegt werden, gänzlich verschwinden. Dann wird auch jegliche polenfeindliche Stimmung auf deutscher Seite von selbst aufhören. Meine Herren, ich gestehe, daß ich den Polen nur ungern diese Wahrheiten sage. Ich habe zu verschiedenen Zeiten in Polen gelebt und stehe mit vielen Polen in freundschaftlicher, mit einigen in verwandtschaftlicher Beziehung; derartige Beziehungen können mir nicht die Augen verschließen gegen die Gefahren, welche die polnische Propaganda für die preußische Monarchie in sich birgt. Wo die Interessen der preußischen Monarchie in Frage kommen, kenne ich keinen Compromiß. Zum Schluß will ich die Polen an das Wort des französischen Dichters erinnern: „quittez le long espoir et la vaste pensée". Thun die Polen das, entschlagen sie sich unerfüllbarer Hoffnungen, werden und bleiben sie ehrliche Preußen, so werden wir uns mit ihnen verständigen und friedlich zusammenleben.

Trotz der Wilde, die auch diese Kundgebung des Fürsten athmet, ist sie doch sachlich von der erwünschten Klarheit und Bestimmtheit und verscheucht die Sorgen, die durch den unlängst in Berlin abgestatteten Besuch des Erzbischofs von Stablewski und den ihm dort zu Theil gewordenen Empfang erregt worden waren. Sie ist eine entschiedene Verurtheilung der vom Grafen Caprivi mit so großem Aufwand angestellten Versuche, die Polen durch Concessionen zu „versöhnen" oder vielmehr ihre Zustimmung zu deutschnationalen Maßnahmen zu erkaufen, und beweist, daß dieses System wirklich einer traurigen Vergangenheit angehört. Fürst Hohenlohe „kennt keinen Compromiß, wenn die Interessen der preußischen Monarchie in Frage kommen", und obgleich er weiß, wie großen Einfluß die polnische Reichstagsfraction und ihre Freunde im Centrum auf das Schicksal der Flottenvorlage haben, so zögert er doch nicht, Polen und Ultramontanen jede Hoffnung auf nachsichtige Beurtheilung von Bestrebungen zu nehmen, deren Erfolg eine schwere innere Gefahr für Preußen und Deutschland bedeuten würde. Und daß das ganze preußische Ministerium einmüthig hinter seinem Präsidenten steht, bewiesen namentlich die Ausführungen des Finanzministers Dr. von Miquel, der durch seine Hinweise auf die von den polnischen Bestrebungen drohende Gefahr augenscheinlich die Erinnerung daran zu verwischen suchte, daß er ein einflußreicher Minister bereits während der Aera Caprivi war. Er glaubte allerdings den Erzbischof v. Stablewski gegen den Verdacht in Schutz nehmen zu sollen, daß er einseitig polnisch-nationale Interessen vertrete, das wird aber gewiß den Fürsten Hohenlohe nicht davon abhalten, die Minister des Innern und des Cultus zu scharfer Beobachtung der Handlungsweise des Erzbischofs zu veranlassen und nöthigenfalls die geeigneten Gegenmaßregeln zu treffen. Die Stellungnahme der Parteien zu der Vorlage vollzog sich so, wie man hatte erwarten müssen: als unbedingte Gegner erwiesen sich Centrum, Polen und Freisinnige Volkspartei; auf den Boden der Vorlage stellten sich die nationalliberale Fraction und die beiden conservativen Parteien, also die Mehrheit. Die Annahme der Vorlage ist also gesichert und damit zugleich die Aussichtslosigkeit des Centrums und der Polen im Reichstage, eine auf dem Gebiete der Gesetzgebung liegende Concession an die Polen als Gegenleistung für eine freundliche Haltung zur Flottenvorlage herauszuschlagen. Dadurch werden aber die Aussichten auf das Zustandekommen des Flottengesetzes nicht vermindert; im Gegentheil. Centrum und Polen erkennen erst jetzt, mit welcher Entschiedenheit der führende deutsche Staat auf seinen Forderungen zur Verstärkung unserer Wehrkraft zur See besteht und daß er lieber an die deutschen Wähler appellirt, als pactirt. Das wird auf die Centrumswähler tieferen Eindruck machen, als eine lavirende Haltung des Fürsten Hohenlohe, und auch die Berliner Leitung des Bundes der Landwirthe dürfte erkennen, daß die Flottenvorlage kein Handelsobject ist.

Die **antisemitischen** Reichstagsabgeordneten ringen bekanntlich mit den württembergischen „Demokraten" um die Palme des ausdauerndsten Fernbleibens von den Sitzungen und Abstimmungen. Jedoch beobachten die beiden rivalisirenden Gruppen ein ungleichartiges Verhalten gegenüber der Oeffentlichkeit und ihren Wählern. Während die Volksparteiler sich ob ihres Absentismus belobigen, da das engere Vaterland ihre, der „Demokraten", Talente kaum einmal 24 Stunden entbehren könne, sind die Antisemiten verschämte Abwesende, die es höchlich übelnehmen, wenn man sie vermißt. Das Handbuch für nationalliberale Wähler, das z. B. das Fehlen der Antisemiten bei den wichtigsten Abstimmungen der letzten Jahre durch eine ordentlich geführte Absenzliste der Vergeßlichkeit entrissen hat, ist deswegen hart angelassen worden und ebenso die Blätter, die auf das dort nachgewiesene Mißverhältniß zwischen der legislatorischen Wichtigthuerei und der parlamentarischen Nichtsthuerei der Antisemiten hingewiesen hatten. Wie es scheint, ist bei den Herren die Furcht vor der Statistik ihrer Versäumnisse noch im Wachsen. Wir entnehmen dies einem Schreiben, das der Herr Abgeordnete Dr. Bielhaben an die „Deutsche Volkswacht" der Herren Hirschel und Köhler gerichtet hat und welches also lautet:

„In den Zeitungsberichten über die Reichstagsverhandlung vom Freitag wird mit Behagen festgestellt, daß ich bei dem Aufruf meines Namens nicht anwesend war. Damit die Parteigenossen daraus nicht unrichtige Schlüsse ziehen, bitte ich Sie höflichst, nachstehende Zeilen gütigst zum Abdruck bringen zu wollen. Am Mittwoch, dem zweiten Tage der Verhandlung über die Proceßordnung, war ich, wie das auch der Gerechtigkeit entsprechen dürfte, nach den Rednern der größeren Parteien auf die Rednerliste gesetzt und der Herr Präsident hatte die Freundlichkeit gehabt, mich durch einen Diener unterrichten zu lassen, daß ich nach dem Abgeordneten Hause sprechen würde. Höchst verwundert war ich daher, als der Herr Vicepräsident Spahn den zweiten Redner des Centrums, den Abgeordneten Trimborn, mir vorzog. Als ich, recht peinlich berührt durch diesen Vorgang, den Fractionsgenossen von Liebermann fragte, was dies bedeute, meldete mir ein Diener, es läge ein Versehen des Herrn Vicepräsidenten Spahn vor. Bald darauf trat Herr Lenzmann an mich heran mit dem Ersuchen, ihn vor mir sprechen zu lassen, weil sich von seiner Partei der Abg. Bock noch zum Worte gemeldet habe und es sich sonderbar ausnehmen würde, wenn zwei Redner derselben Partei nacheinander sprechen würden. Nach der Zurücksetzung durch den Herrn Vicepräsidenten — so wenigstens empfand ich in dem Moment das Uebersehen — war ich um so geneigter, dem freundlichen Ansuchen zu entsprechen, als Herr Lenzmann erklärte, er werde nicht länger als zehn Minuten sprechen. Inzwischen sprach Herr Trimborn ziemlich genannte Zeit und noch ihm Herr Lenzmann, der es nicht immer in seiner Macht hat, gute Vorsätze auszuführen, 50 Minuten. Darüber war es 6 Uhr geworden, und konnte ich mich einem eingelaufenen Vertagungsantrage billigerweise nicht widersetzen. Auf dem Heimwege war ich mir darüber klar geworden, daß ich die Geduld des Reichstages nicht noch an einem dritten Tage für denselben Gegenstand in Anspruch nehmen dürfe, und daß ich auch voraussichtlich vor einem vollständig leeren Hause sprechen würde. Ich hatte daher die Absicht, mit einer motivirten Erklärung auf das Wort zu verzichten. Durch eine plötzliche Abberufung nach Hamburg wegen einer dringenden Familienangelegenheit bin ich daran zu meinem Bedauern verhindert worden."

Wilhelm Busch's Mund ist verstummt. Er würde sonst gewiß seinem erschütternden Epos „Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter" einen Sang von den Widerwärtigkeiten des redenwollenden Herrn Dr. Bielhaben folgen lassen. Die Thatsache, daß die Freundlichkeit des „Judengenossen" Lenzmann den Antisemiten auf seinem Anbritt zum Kampfe aufgehalten, wäre für den Satiriker besonders ergiebig. Aber auch der auf der Heimreise die gerechten Ansprüche des Reichstags auf Schonung in seinem Gehirn umherwälzende Parlamentsmann böte einen schönen Stoff. Die präventive Umständlichkeit des Herrn Bielhaben findet hoffentlich keine Nachahmung bei seinen Fractionsgenossen. Sie ist zwar in ihrer liebevollen Detailmalerei überaus anziehend, aber wenn jeder antisemitische Abgeordnete — obwohl es ihrer kaum mehr als ein Dutzend sind — sein Fernbleiben von jeder Reichstagssitzung so eingehend erklären wollte, so würden die Preise für Zeitungspapier und Setzerlöhne unerschwinglich steigen. Vielleicht belieben die Reformer das umgekehrte Verfahren und motiviren die Ausnahmefälle ihrer Anwesenheit. Das hätte keinen Einfluß auf die Marktverhältnisse.

Ueber die völker- und staatsrechtliche Bedeutung der Erwerbung von **Kiautschau** für das deutsche Reich spricht sich die „Köln. Ztg." in einer Weise aus, die das Signal zu lebhaften Erörterungen geben dürfte. Noch ist es bekanntlich nicht über jeden Zweifel erhaben, ob der Pachtvertrag von chinesischer Seite thatsächlich schon vollzogen ist (d. h. die Unterschrift des Kaisers von China erhalten hat), aber jedenfalls sind die Fragen, die das rheinische Blatt aufwirft und beantwortet, actuell genug, um besprochen zu werden. Das genannte Blatt schreibt:

Die Einrichtung der völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Verachtung, von der das deutsche Reich in der Bucht von Kiautschau Gebrauch macht, findet sich in den bisherigen Staaten- und Völkergeschichte nicht sehr häufig, auch wirft ihre Anwendung mancherlei Rechtsfragen auf, deren Lösung der Wissenschaft vermuthlich noch Arbeit genug kosten wird. Da der chinesische Staat für die Dauer der Pachtung auf die Ausübung aller Souveränetäts- und Hoheitsrechte zu Gunsten des deutschen Reichs verzichtet, so ist letzteres befugt, in dem betreffenden Gebiet alle Rechte auszuüben, welche ein Staat in den seiner Souveränetät unterstellten Gebieten ausübt. Damit ist ohne Weiteres gesagt, daß das dem Reich überlassene Gebiet Inland im Sinne des Völkerrechts ist, es ist ein Stück des völkerrechtlichen Begriffs „Deutschland". Ein Angriff auf das Gebiet oder seine Küsten würde dieselbe Folge haben wie ein Angriff auf das Reich oder dessen Küstengebiet, also den Kaiser zur Kriegserklärung ohne Zustimmung des Bundesraths berechtigen. Noch wichtiger sind die handels- und zollpolitischen Folgen; die Bestimmungen der zwischen

---

Feuilleton.

Kampf und Entsagen.

16] Roman von M. von Eschen.

Nachdruck verboten.

„Regen Sie Ihre Flügel, Helja", sagte er mit erklimpfter Ruhe. „Niemand soll es Ihnen wehren. Am wenigsten ich. Werden Sie Sängerin, eine tüchtige Sängerin, und glücklich damit. Nur eins" — der Beiden Blicke senken sich ineinander — er weiß, was er wagt; sie versteht, was er sagen will — „thun Sie mir nicht an —"

Und da ist er wieder, der Funke, der die Miene zum Sprengen bringt. „Kümmern Sie sich um Ihr Fräulein Braut, Herr von Weilar, nicht um mich!" — Helja ist unter der Portière verschwunden.

Und nun blieb es eine Weile still in dem hohen Raum, still wie ein Grab.

Zornig, empört blickte Wolf immer noch auf die Stelle, da Helja entschwand.

„Diese Mädchen, diese Mädchen heute! Was man sein Kreuz mit ihnen hat!" Die Hauptmännin fand endlich ein Wort und tupfte mit den Spitzen ihres Taschentuches die rothen Flecken auf Stirn und Wangen. „Bei Gott, ich hab's nicht verdient um sie!"

„Gute Nacht, Mutter!" sagte der Major plötzlich. „Entschuldige, ich muß morgen zeitig fort."

„Hm!" Seine Mutter blickte ihn nach. „Hm!" Und — es war — ein Jeder ist sich schließlich selbst der Nächste — doch gut, sehr gut, daß es so gekommen war! —

Kaum in ihrem Zimmer, griff Helja nach der Schreibmappe. Stehenden Fußes, als fürchte sie irre zu werden in ihrem Thun, nahm sie den ersten besten Bogen zur Hand. Wenige Minuten, und in nicht sehr festen, sogar etwas zitterigen, unregelmäßigen, doch großen, weichen Linien prangte es schwarz auf weiß:

„Geehrter Herr von Mangern!

Mein Aufenthalt hier ist unhaltbar geworden. Sie haben mir so oft Ihren Beistand angeboten, ich bitte Sie um Ihren Rath. Lassen Sie unverzüglich von sich hören.

Ihre ergebene Helja von Hausen."

Es war ein rechter echter Mädchenbrief. Helja dachte kaum darüber nach. Nur das Hütchen auf den Kopf gestülpt, ohne Handschuhe, eilte sie, ihn in den Kasten zu stecken. Dazwischen wieder sank ihr das Herz — es war ein so ungewohnter Schritt. Dann ging sie um so schneller — es blieb ihr doch kein anderer. Mit zitternden Knien, athemlos lehnte sie an der Mauer, die den blauen Kasten trug; als führe ein fremder Wille ihre Hand, schob sich der Brief durch den metallenen Spalt —, mit jener eigenthümlich fröhlichen Entschlossenheit, die eine endliche Entscheidung verleiht, gleichviel, welcher Art sie auch sei, wandte sie sich nun zurück — der neuen Zukunft entgegen.

Vor der Thür der Weilar'schen Wohnung traf Helja mit Fifffi zusammen. Auch die kleine Dernburg sah erregt aus. Ohne zu wissen, warum, fielen sich beide Mädchen in die Arme, betheuerten, daß es doch ein Jammer sei, wie sie einander so wenig gewesen wären, und daß sie von nun an in Ewigkeit Eines des Anderen gedenken wollten!

XVIII.

In höchster Entrüstung hatte Fifffi seit jenem Abend, der ihr süßes Geheimniß verrathen, kein Wort mehr darüber mit Liliam gesprochen, und diese ihrerseits hatte zu einer weiteren Erläuterung die Hand geboten.

Der bildhübsche Nadaszy, sein lustig-keckes Wesen, hatte in der That Eindruck auf Fifffi gemacht; mehr jedoch noch hatten das heimliche Einverständniß, zwei sonst recht harmlose Spaziergänge, zu denen er das junge Ding verleitet, die lebhafte Phantasie des unbeschäftigten Mädchens erregt und bestrickt; der Widerstand dann hatte, wie immer, Oel ins Feuer gegossen.

Man hatte sie „nichtsnutzig" behandelt! Sie aber — Fifffi Dernburg — wußte, was sie sich und — ihm schuldig war! Trotz ihrer großen Empörung, ihres großen Kummers, ihrer so schmählich verletzten großen Leidenschaft hatte die kleine Fifffi geschlafen, fest und ruhig, ungestört bis in den hellen Morgen hinein. Und als dann am anderen Morgen die Sonne so recht freundlich ins Zimmer schien, ein paar Spatzen auf dem Fensterfims piepten, da wußte das junge Ding immer noch, was sie sich und ihm schuldig war; aber auch, daß sie gegen ihre Gastgeber recht ungezogen gewesen!

Flugs warf sich Fifffi in die Kleider, ohne Frühstück lief sie fort in den nächsten Blumenladen an der Ecke, um einen Strauß Rosen zu erstehen im Preise von mindestens dreißig Mark. Und nun, auf demselben Schemel kauernd, auf dem sie gestern Abend zu Füßen von Tante Weilar den unglückseligen Brief Heribert's — der eigentlich an Allem Schuld war, wie die junge Dame meinte — entziffert, legte sie die kostbaren Blüthen auf Tantens Schooß und blickte dabei mit einem Ausdruck von so aufrichtiger Beschämung und Abbitte in den kindlichen Zügen empor, daß man ihr wirklich nicht länger böse sein konnte. Tante Hilde strich denn auch dem Irrwisch über das Haar, und die Versöhnung war da.

Nun erst blickte Fifffi zu Wolf hinüber und lächelte.

„Na, na, Cousinchen. Damen darf man nicht an ihr Alter erinnern. Sind Sie noch sehr — wollte sagen, sind Sie noch jung, nicht an die Jugend, werden sie älter, nicht an die Jahre."

Wieder begann die Kleine zu zittern, doch sich besinnend, was sie ihm und sich schuldig war, lächelte sie.

Man kam überein, die Sache als eine Kinderei zu betrachten, die sich, da Nadaszy in wenig Tagen schon mit seiner „Stagione" bei Kroll zu Ende sei, ganz von selbst erledigen würde. Darum wollte man das junge Ding auch nicht weiter damit behelligen und reizen, nachdem man ihr klar gemacht, daß jede fernere Begegnung mit dem Sänger unterbleiben müßte.

Fifffi hängte das Köpfchen, weinte ein paar Thränchen; bald aber schnellten ihre gedrückten Lebensgeister wieder in die Höhe. Und als am nächsten Tage der Generalstäbler in höchst eigener Person das Cousinchen in die Malstube geleitete, schwänzte Fräulein von Dernburg einfach die Stunde und schlug — dem Vetter außer Sicht — den Weg zum Thiergarten, direct nach dem Königin-Luisen-Denkmal, ein. Es war zu famos, diesem Vetter Mentor ein Schnippchen zu schlagen, und dann, sie konnte auch wahrhaftig Feodor nicht im Stiche lassen: sie hatte es ihm versprochen — sie mußte ihn auch sprechen, sehen, jetzt erst recht!

Feodor Nadaszy war armer Leute Kind und ursprünglich Holzfäller in den Wäldern seiner Heimath gewesen. Bei einem Gang durch das Holz hier hatte die Herrin von Trepnozy den jungen Menschen bei der Arbeit getroffen, gerade als er, wie er gern that, seiner Stimme freien Lauf ließ. Die süße melancholische Weise des alten Volksliedes, der ungemeine Wohllaut der jungen Stimme hatten die Herrin gefesselt. Sie begeisterte sich dafür, einen Tenor aus ihm zu machen, und schickte Feodor, der sich das nicht zweimal sagen ließ, auf die Musikschule nach Wien.

Nadaszy besaß ein Künstlertemperament, aber kein Künstlergenie. Zu ernstem Streben fehlten ihm Lust und Energie. Er hatte es auch gar nicht nöthig! — Die Natur hatte ihm mit seiner Stimme, die das hohe C im Jubel nahm, auch die süße Cantilene, so zu sagen in die Kehle gelegt. Er war musikalisch genug, um ohne Mühe leidlich richtig zu treffen, begabt genug, um abermals ohne Mühe Partien, die ihm natürlich lagen, leidlich auszuführen. Dazu war er ein hübsches Kerlchen! Seine schmiegsame Gestalt, ein keckes Bärtchen über frischen Lippen, die südlich weichen, feurigen Schelmen- oder auch Spitzbubenaugen, eine flotte Art: Alles das gefiel den „Weiberln". Er „zog", wie der Kunstausdruck hier heißt. Warum sollte er sich also quälen! Mochten doch die Professoren finden, daß es schade wäre, solche Gaben nicht zur Vollendung heranzubilden, gewiegte Kritiker warnen, daß bei solcher Verwendung der selten schönen Mittel deren Dauer nur beschränkt sein könne, und die ersten Bühnen trotz alledem sich ablehnend gegen Feodor Nadaszy verhalten: der junge Mann glaubte lieber seinen Agenten, die sich auf ihn stürzten, da sich noch was machen ließ mit dem Kerl, und ließ sich von ihnen schieben dahin, wo's Geld gab und man fidel leben konnte. Aber auf diese Weise war Signor Feodor — so nannte er sich, seitdem er vor zwei Jahren die Bretter betreten — an die Oper bei Kroll gekommen, hatte auch hier den gebührenden Beifall gefunden, Herzen entzückt und Herzen beglückt. Der junge Mann mit den weichen Augen und der weichen Stimme konnte eben „mit hart mit den Weiberln" sein. Natürlich war dann Nadaszy auch heute in seiner liebenswürdigsten Stimmung bei dem Luisendenkmal eingetroffen.

Die Wanderung durch den knospenden Park mit seinem Dämmerschein und Fifffi's durch den Widerstand nur gesteigerte Empfänglichkeit für den Roman ihres Lebens ließen diesem Wiedersehen einen viel wärmeren Charakter, als er sonst den kleinen Excursionen eigen gewesen war. Nadaszy selbst meinte, die kleine Baronesse habe ihm noch nie so gut gefallen, als heute in ihrem Zorn und ihrer wachsenden Leidenschaft. Er empörte sich mit ihr über die Vorurtheile hartherziger Verwandten und engherziger Edelleute und schwur auf das Recht der Liebe gegenüber jeder Einschränkung und Convention. Fifffi verstand sehr wenig davon, am allerwenigsten der Worte Sinn in seiner verwegensten Bedeutung, aber sie fühlte den Pulsschlag der Leidenschaft darin.

Und als dann die Beiden sich unter dem träumerischen Behang einer jungen Birke auf einer kleinen Bank niedergelassen, Feodor seinen Arm um ihre Taille legte und mit sehr natürlichem Feuer betheuerte, daß sie seine erste und letzte Liebe sei, da hörte das junge Ding nur noch den bestrickenden Laut seiner Stimme und das Klopfen zweier Herzen, von denen es nicht wußte, welches ihr selbst, welches dem großen Künstler gehörte. Und als er dann weiter in unwiderstehlichem Moll von dem Abschied klagte und einem Nimmerwiedersehen — da bäumte es sich auf in der jungen Seele gegen das Geschick. Die kleine Fifffi neigte das Köpfchen gegen seine Schulter: „Feodor, ich gehe mit Dir!"

Daran hatte Feodor nicht gedacht. Er hatte die ganze Sache überhaupt nie ernst genommen. Der unvorhergesehene plötzliche Ausbruch der Leidenschaft in dem reizenden Geschöpfchen, so dicht neben ihm, aber übte eine elektrisirende Wirkung auf den ebenso leicht- als heißblütigen jungen Menschen. Der Glücklichste

SLUB
Wir führen Wissen.